

SPIEGEL

Nr. 2

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Der arme Lukas.

Von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

III.

Die Leute fragten mich immer nach der Mutter aus. „Wie geht's der Mutter? — Hustet sie noch viel, Dein' Mutter? — Gelt, Dein' arme Mutter?“

Sie gab Auskunft. Aber es war mir widerwärtig. Ich wollte nicht so nach der Mutter ausgefragt sein. Ich ging darum immer den anderen Weg von der Schule heim.

Es war damals eine Privatschule im Dorfe, in die die „besseren“ Kinder gingen. Die besuchte ich auch, lernte Französisch und Geometrie und all' so Dinge, von denen man in der Volksschule damals noch nichts wußte. Ging ich von der Schule aus die Straße gradaus weiter, kam ich an unser Haus, das fast am Ende des Dorfes lag, ein Wenig auf der Höhe. Aber ich mußte an den Leuten vorbei, die mich ausfragten.

Sie wußte ja, daß die Mutter immer frank war, schwer frank, der Vater hatt' mir's schon lang einmal gefragt.

„s ist zu hart,“ hat er damals gesagt. „Beständig die Angst, vor jedem Lüftchen hüten. Die Mutter sollte ja am besten garnichts thun. Aber's geht doch nit. Das Hans, der Garten, das bischen Feldchen, 's kann doch mit Alles zu Grunde gehen, 's will doch Alles besorgt sein. Ich kann doch mit Alles thun, — und fremde Leut' in's Hans, das kost' nur Geld und ist nichts. Schon die Jahre all' so eine frakte Frau, 's ist eine große Last. Groß, groß!“

Sie hatte das so mit angehört. Aber ich wollte keine frakte Mutter haben. Ich gab d'rinn den Leuten gute Auskunft. Und ich ging den Weg aus der Schule heim immer durch's Feld. Das war weiter, aber schöner.

Stunden lang lief ich da draußen herum. Stunden lang lag ich im Grase. Wie der Frühling kam, der Sommer, was sie Alles brachten, das lebt' ich Alles. Alles Einzelne. Mit Gras und Blumen, mit Vogel und Wasser, mit Wind, ich lebte mit ihnen. Ich sprach auch mit ihnen. Lange Reden. Ich schaute und schmeichelte und lobte; und all' meine kleinen Sorgen mußten sie wissen. Wir kannten uns gar zu gut. Und wir verstanden uns, wie sich Menschen gar nie verstehen.

Sie hatte ein schönes Plätzchen am Wehr. Da stand eine hohe Pappel, die höchste in den Wiesen, und die rauschte tief wie die Orgel in der Kirche. Ich saß immer ganz ordentlich und lauschte. Und manchmal fürchtete ich mich auch. Es war mir dann, als ob ein Mann da drinnen säße, oben in der Krone, und sein Bart wehte, und sein Auge

ginge über's Land und seine Stimme sei wie Grossen und Fluchen. Ich duckte mich tief. Ich hörte ihn sprechen, und ich lauschte ihm. Ich verstand seine Worte nicht, aber ich fühlte ihren Sinn. Und ich war so fromm zu ihm und betete. Jmmer wenn ich kam, saß' ich mich ganz schen und ängstlich an den Platz. Aber trotzdem, es war etwas, das mich immer wieder dahin zog.

Wenn ich zu den Wolfen sah, die sich thürnuten und dann schwer über den Berg rollten, als ließen sie auf gewaltigen, himmelhohen Nädern, sah ich den Alten mit dem wallenden Bart und den gewaltigen Augen, die weithin über's Land gingen, oft d'rinn, und sah ihn die Hände heben zu Segen und Wehr, und sah ihn die Fünste ballen und seine Augen blitzen.

Den Thurm zu Babel sah ich, und den Sinai, darauf Moses die Gesetze empfing. Je älter ich wurde, je mehr sah ich. Ich sah die Ritter, die in's gelobte Land zogen, den Barbarossa und Gottfried von Bonillon. Und oft sah ich Burgen und Berge und herrliche Gefilde.

Damals hatte ich einen Freund. Dem wollte ich Alles zeigen. Und zeig' es ihm auch. Aber er lachte mich aus. Da packte mich so sehr die Wuth über sein Lachen, daß ich über ihn herfiel und ihn furchtbar schlug. Dann hatte ich wieder keinen Freund mehr.

Sie strich allein am Bach hin, sang Schmetterlinge, suchte Muscheln, band Blumen zum Strauß und sang Lieder von der weiten Welt und frohem Wandern.

Nur wenn der Herbst kam, war ich traurig. Ich war dann viel daheim. Die Mutter sagte, ich erkälte mich. Ich werde dann auch frank wie sie und müsse sterben wie sie.

Sie sagte, ich wolle nicht sterben. Auch sie solle leben bleiben. Wir wollten einmal recht fröhlich sein. Wir seien ja immer traurig. Warum wir denn immer so traurig wären?

Sie lächelte halb. Ich sollte einmal recht froh sein. Und wenn ich erst groß wäre, dann sollt' ich leben! Ich sei ein Bub' und gesund.

Aber der Vater sei doch auch nie froh.

Der habe seine Arbeit. Und habe die Sorge mit ihr, weil sie doch die Jahre schon frank sei. Aber das werde nicht mehr lange dauern.

Sie sagte ein Wort, das mir von der Schule her einfiel: „Gott läßt sinken, aber nicht ertrinken.“

Die Mutter lächelte unter Thränen: Ja, grad' d'rinn. Dem Vater werde das Glück kommen, wenn sie ginge. Und sie gehe bald, sehr bald.

Der Vater war ein ernster, stiller Mann. Er

sprach wenig. Er trug viel in sich verschlossen. Ich hab' gesehen, daß er sich heimlich an den Haaren hatte. Aber er fasste sich immer gleich wieder. Er war sehr streng. Er wollte, daß ich viel lerne, damit ich einmal nicht auf dem Dorfe zu leben brauche. Wenn seine Eltern ihn mehr hätten lernen lassen, es wäre ihm Alles anders geworden im Leben. Die Mutter seufzte.

„Nicht so zu verstehen,“ sagte er. „Krankheit kommt über einen, schont nicht Reich, nicht Arm. Aber das Leben so! Wir könnten ganz wo' anders sein. Du, Mutter, könnt' s' viel besser haben, als da mit dem bischen Verdienst, den paar Reckerchen, dem Hänschen und dem Gärtchen . . .“

Der Vater war nämlich der Gemeindeeinnehmer im Dorfe.

An den Zahltagen sah ich ihn den ganzen Tag nicht. Manchmal mußte er auch über Feld gehen. Ein paar Leute hatten ihm übertragen, ihre Zinsen einzukassieren, ihr Geld auszuleihen, und was mehr war. Der Vater besorgte Alles gewissenhaft und pünktlich. Den ganzen Tag ging's ihm im Kopfe herum, wenn er etwas anzuführen hatte.

Wir waren nicht reiche Leute, aber wir zählten so zu den Besseren, wie man sagt. Der Vater schrieb auf der Bürgermeisterei, den Lehrern zahlte er das Gehalt aus, die Anweisungen alle gingen vom Bürgermeister an ihn, und wer überhaupt Geld wollte, mußte sich an ihn wenden. Er wurde d'rinn von Federmann freundlich behandelt, von Einigen ward ihm geschmeichelt. So waren wir angesehen. Es hätte schon Alles gut sein können, wenn die Mutter nicht frank gewesen wäre.

Manchmal, wenn ich recht fröhlich aus der Schule heim kam, stand der Vater schon an der Haustür und rief mir zu:

„Leise, leise, Lukas! Die Mutter ist wieder frank geworden. Der Herr Doktor ist d'rinn. Wirst heut' nicht viel zu essen kriegen. Nimm Dir ein Stück Brot und Wurst dazu. Ich hab' Dir schon abgeschnitten, und verhalt' Dich still, damit die Mutter nicht aufwacht, wenn sie schlafst.“

Das machte mich dann immer doppelt traurig, weil ich so fröhlich gekommen war.

Ich schlief in die Küche und versorgte mich und sekste mich dann in den Hof, und wenn ich satt war, krümelte ich den Hühnern von meinem Brote hin oder that's auch, weil's mir nicht mehr schmecken wollte. Wenn dann der Doktor wieder fort ging, fragte ich ihn, ob denn die Mutter bald wieder gesund werde.

„Bald!“ sagte der Doktor jedesmal. Ordentlich erleichtert lief ich dann in's Feld

und verbrachte den Mittag, bis ich wieder Hunger hatte.

Ich glaub', der Vater war ein wenig stolz auf mich. Wenn der Lehrer kam, der die Privatschule hatte, und seine Pension holte, wurde er immer in die Stube geführt, und der Vater fragte ihn aus, wie ich lerne und wie's überhaupt mit mir steht.

Andere Buben waren viel lebhafter als ich, aber ich war doch ein guter Schüler. Es fiel mir Alles in die Hände, geradezu. Ich erfasste rasch. Ich wußte gleich wo aus, wo ein. Und dann hatte ich mit so jungen Jahren viel gelesen. Der Vater hatte einige Bücher, von Goethe, von Schiller, von Hölderlin, den Don Quichotte. Und alle Sonntage sah das Kreuzermagazin. Das las ich Alles. Auch in der Bibel las ich, obgleich wir katholisch waren, und auch sonst las ich Alles, was ich aufstreben konnte. Alles trug ich dann wie eigene Erlebnisse mit mir herum. Auch von dem, was wir in der Schule gehörten, ergriff ich so Besitz, als wenn's mein wäre und von mir stamme. Ich glaubte das selbst oft und erzählte von Dingen, die mir begegnet wären, und die ich doch nur gelesen hatte.

Ich hätt' so meine Einbildungungen, sagte die Mutter. Eine Einbildung allerdings quälte mich lange: ich sah den Tod leibhaftig, groß, schwarz gekleidet, am hellen Tage oft drenzen gehen, in der stillen Mittagszeit; bald auf der Landstraße hinschreiten — an einen Baum sich lehnen, in den Weinbergen auf und ab gehen. Ich kannte das garnicht los werden und wagte es auch Niemand zu sagen. Denn ich hatte mir immer Angst, ihm einmal zu begegnen, und ich fürchtete auch, er werde einmal in unser Haus eintreten und die Mutter abrufen.

Aber wie viel auch die Mutter fränkelte, sie raffte sich immer wieder auf. Sie that ihre Arbeit im Hause und im Garten. Sie ruhte dabei dann und wann einmal, saßte tief und sah vor sich hin. Sie dachte immer an's Sterben und fürchtete sich so davor. Sie wollte so gerne, gerne leben.

Wenn ich mit ihr allein war in der Stube, weinte sie. Selden hab' ich sie lachen sehen. Sie durfte es auch garnicht, denn immer schloß ihr Lachen mit einem Husten, und dann saßen wir Alle in Angst und Schrecken. Ich war nun groß genug geworden, Alles zu verstehen; ich verstand also auch die Gefahr, die uns drohte. Ich hatte manche lange Nacht. Denn oft hörte ich ja in meinem Stuben über den Husten meiner Mutter. Und ich hatte auch so eine Furcht vor den Krankheitssägen. Man mußte immer auf den Zehen lägleichen, man durfte kein lautest Wort sagen, denn der Vater war schon böse, wenn man sich mit rumperte. Denk doch an die Mutter! schalt er mich dann.

Die Leute fragten von mir an weniger neugierig im Dorfe, aber viel besorgter. Einmal war die Mutter schon totgejagt. Mir kommt's auf der Zunge, es ihr zu sagen, denn Todgejagte werden alt, ist der Glaube der Leute.

Sie sagt's vorzüglich erst dem Vater. Er verbot mir, nur ein Wörtchen davon zu reden. Aber ich wagte jetzt wenigstens, daß die Mutter noch lange leben würde, und ich war sehr froh.

IV.

Es war ein Jahr vor meiner ersten Kommunion. Ich hatte einen Kameraden gefunden. Gegenüber unserer Schule war ein Laden entstanden worden. Die Leute waren noch freudig im Dorfe, denn sie waren erst gesagten.

Am Sonntag sah der neue Kaufmann zu meinem Vater. Er empfahl sein Geschäft. Darauf vor unserer Thore wartete sein Sohn auf ihn. Der war ja oft wie ich. Er ging auch in meine Schule. Ich sprach ein Weilchen mit ihm, und wir verstanden uns gut. In der Schule war ich natürlich ein wenig böse. Die Bielen hörten mir. Jetzt ja allein mit dem Jean-Baptiste war ich zutraulicher und schwächer.

Ich sah ihn vor, wir wollten einen Gang in's Feld zusammen machen. Er willigte ein.

Wir gingen in die Wiesen. Ich führte ihn den Bach entlang. Ich nannte ihm die Namen der Dörfer auf den Höhen ringsum. Wie die all' dälagen und lauerten und in unser Dorf hineinsahen und Acht gaben, daß nichts aus- und einginge, was ihnen nicht recht wäre. Wie Kriegsknechte lägen sie und bewachten uns.

Er sah mich groß an.

Ich pries ihm, was Alles schön wäre hier bei uns. Und wie Alles so schön wäre. Die Wiesen pries ich und die Weinberge und den Bach und die hohe Pappel, die Mühle und die alten Weiden.

Er hatte Alles ganz ruhig angehört. Dann fragte er plötzlich, ob wir noch weit gehen wollten.

Ich war ein Wenig verstimmt. Ich sagte: Nein, wir könnten gleich halten. Wir könnten auch gleich umkehren, wenn er wollte.

Wir waren an meiner großen Pappel. Sie flüsterte heute nur. Es war wie dünnes Singen, manchmal wie Wimmern. Ich lanschte entzückt. Aber ich wagte nicht, dem Jean-Baptiste etwas davon zu sagen, denn ich dachte noch daran, wie mich der frühere Freund ausgelacht hatte.

Es hatte vom Freitag auf Sonnabend die ganze Nacht geregnet. Der Bach hatte reichlich Wasser. Das Wehr rauschte. Es packte mich mächtig.

Ich erzählte dem Jean-Baptiste, daß es Reiter gäbe mit Pferden, die durch die Luft fliegen. Immer rasender gehe ihr Flug. Unaufhaltsam. Und die wilden Thiere schaukeln. Drei, vier nur, die seien wie ein ganzes Heer. Und die Reiter jagten einander nach. Sie schossen mit silbernen Pfeilen gegeneinander. Das Klinge in der Luft, das sei wie dünnes Singen und Wimmern. Ich wollte sagen, ich sehe die Pferde, ich höre sie schaukeln, ich höre die Pfeile. Aber ich wagte es nicht. Denn der Jean-Baptiste hörte mir ganz still zu und verzog keine Miene.

Wo ich das gelesen habe? fragte er.

Ich wurde rot. Ich log, meine Mutter habe mir das erzählt.

Ob's wahr wäre? sagte er.

Ich wurde ganz warm innerlich. Gewiß, versicherte ich, meine Mutter sage nur die Wahrheit, und sie habe sie schon selbst gesehen, die Reiter und die Pferde, die Bogen und die Pfeile — und „ich auch, ich hab' sie auch gesehen“. Da war's heraus.

Der Jean-Baptiste nahm mich am Arm. „Komm,“ sagte er, „wir wollen heimgehen. Es geht zum Mittag.“ Ich wagte nun nicht, wie er's aufgesetzt hatte, und ich ging mit ihm.

Anderen Tages freilich ward ich's gewahr. Er erzählte es allen Buben in der Schule. Alle lachten mich aus und neckten mich damit, wo sie mich sahen. Ich war aber schon so fest, ich ürgerte mich nicht mehr. Ich ertrug den Spott.

Der Jean-Baptiste aber kam zu mir und fragte, ob ich ihm böse sei. Wenn er das gewußt hätte, hätte er nichts gesagt. Obgleich ich ihm gezürnt hatte, war ich ihm jetzt doch nicht böse. Vielleicht war da aber ein Anderes Schuld.

Als ich mit ihm heim zu seiner Mutter gekommen war, saß da am Tisch ein Mädchen und las im Lesebuch vom Jean-Baptiste. Ich sah sie lange an. Es kam etwas Selbstloses in mich. Wie, als ob ich plötzlich in einem hellen, weißen Lichte stehe. Ich war beschämmt und erhoben, fröhlig und froh. Ich hätte gehen mögen, und mußte dochbleiben. Ich fühlte mich wie erwachsen. Wie ein Mann voller Kraft. Und stand so breit und fest.

Das heißt, ich sage das heute All' so, weil ich schon oft darüber nachgedacht habe, wie mir war. Es war ein seltsames Gefühl, etwas Heiliges und Außergewöhnliches, das über mich gekommen war. Wie ein Traum halb, und wie ein fröhlig stammendes Erwachen.

Ich reichte der Mutter die Hand und dem Mädchen.

Wie alt bist Du denn? fragte mich die Mutter.

So alt wie der Jean-Baptiste, sagte ich.

Da bist Du groß' ein Jahr älter als das Luschen. Bist Du aber schon groß! Herrje! Dreizehn Jahre erst und so groß!

„Ich bin auch bald vierzehn,“ sagte ich. Ich war ordentlich stolz. Ich warf mich in die Brüder. Und das Luschen sah zu mir auf und lächelte.

„Gehst Du auch zum Jean-Baptiste in die Schule?“

Ich bejahte.

„Du kommst Du ja öfters zu uns,“ sagte die Mutter. „Und Deine Federn und Bleistifte kannst Du all' bei uns kaufen. Wir schneiden auch gleich die Federn.“

Ich sagte, mein Vater schneide mir die Federn immer. Er kaufe sie in Mainz.

„Das braucht er jetzt nicht mehr. Er kann sie gerade so gut bei uns haben.“

Dann ging ich.

Um Nachmittag war ich wieder da. Ich führte den Jean-Baptiste und das Luschen in die Wiesen. Dem Jean-Baptiste war's nicht recht. Er wollte zu Buben spielen und sich abheben.

Ich sagte, er sollte doch nur hingehen.

„Ja,“ sagte das Luschen, „wir finden den Weg allein.“ Da lief der Jean-Baptiste in's Dorf. Wir gingen an's Wehr, den Bach hin, saßen unter der Pappel, sahen auf der kleinen Brücke, warfen Steinchen in's Wasser, sahen die Ringe wachsen und vergehen, sahen die Fischlein hin und herschießen und die Wasserspinne über's Wasser laufen.

Und das Luschen hörte aufmerksam zu und freute sich über Alles, was ich erzählte. Sie lachte manchmal hell auf vor Freude. Unter der Pappel erzählte ich ihr die Geschichte von den schaukenden Pferden und den silbernen Pfeilen, die kühne Reiter schossen. Da wurde ihr angst und sie drückte sich an mich.

Ich pflückte ihr einen Wiesenstrauß, und wir gingen nach dem Dorfe zu, sie heim und ich heim.

Ich hielt's nun zu Hause garnicht mehr aus. Ich lief mit meinem Buche den Hang hinab in's Wiesenthal. In heißer Aufregung las ich mein Pensum durch, bis das Luschen kam. Es flog mir Alles nur so in den Kopf. Ich wußte nicht nur den Sinn, ich wußte ganze Sätze auswendig. Es war Alles überglückt in mir und angespannt. Ich sang, was ich zu lernen hatte, so erregt war ich. Dann hielten mir plötzlich zwei kleine Hände die Augen zu: „Wer ist's?“

„Das Luschen!“ rief ich.

Da war ich frei. Ich warf das Buch hin und plauderte mit ihr und sah ihr in die Augen.

Es überkam mich hente noch wie etwas Wohliges und Goldenes, wenn ich daran dachte.

Ich hatte so wenig geslacht und gejubelt. Ich lachte und jubelte nun, daß es weit hin schallte. Es war, als ob mir Alles wach wäre in mir. Und doch war Alles verschleiert wie im Traume.

Ich beobachtete Alles schärfer, ich brachte Alles fertig. Ich sprang über den breiten Graben, wenn das Luschen eine Blume draüber wollte. Ich kletterte auf den Baum, wenn sich's einen Apfel wünschte. Ich lief Stunden lang einem Schmetterlinge nach und singe ihm ihr. Und wußte doch garnicht, was es war, das mich trieb. Ich wollte Alles für Luschen thun, Alles vor ihm thun. Und wußte auch garnicht warum. Es war, wie gesagt, etwas Selbstloses über mir. Wie ein Häschchen war ich, wenn ich ihr in die Augen sah, wenn sie lächelte, wenn ich sie an der Hand führte. Ich war so besorgt um sie. Nur selten, daß ich wild mit ihr umging. Und wenn ich's mal gethan hatte, bereute ich's immer. Ich bat sie, nicht böse zu sein. Ich wollt's auch nie mehr thun.

Sie strich mir dann über's Haar. So, wie's die Mutter that. Nur nicht so traurig. Viel lieber, viel, viel lieber.

Die Mutter hatt' ich wirklich schon halb vergessen. Ich war viel weniger bei ihr. Einmal sagte sie mir: „Bist immer draußen, Bub, ist garnicht mehr bei mir. Hast mich ganz vergessen. Sprügst sogar mit dem Buch in's Feld. Und tollst dann mit dem Luschen draußen herum.“

Ich fühlte aber gar kein Missleid. Ich mußte mir an das Luschen denken.

(Fortsetzung folgt.)

Ranftum.

Von Kurt Eisner.

(schuß)

Nach einer kleinen Stunde, um zehn Uhr Abends, war Alles vorbei; da hatte Nordstrand aufgehört zu sein; da waren mehr als 6200 Menschen und 50 000 Stück Vieh dort ertrunken; da waren die Deiche der Insel an 44 Stellen durchbrochen; da lagen 30 Mühlen und mehr als 1300 Häuser zertrümmert darnieder; da war verichtet die Heimat und das Glück von mehr als 8000 Menschen.

So Hause. Die Opfer dieser einen Schreckensstunde für Nordfriesland werden auf über 10 000 Menschenleben geschätzt. Auf der Südseite von Sylt riss das Meer klaffende Wunden in's Land, die nicht mehr geschlossen werden konnten; seitdem blieb dieser Theil der Küste den Angriffen der See schutzlos ausgesetzt.

Die Hörnummer Halbinsel mit ihren unheimlichen Dünenschluchten blieb der Schlupfwinkel für die Stranddiebe. Die Schiffbrüchigen sauden in dieser Wüste, umherirrend, oft keinen Menschen, der ihnen Aufnahme und Hilfe gewährte. Aber für die Güter, die ausgespült wurden, tauchten immer aus dem Nichts Geister auf, die sie bargen. 1682 mußten einmal sämtliche Hausbesitzer von Rantum auf's Gericht nach Tondern, um sich wegen Strandraubes zu verantworten. Das Unwesen selbst aber blieb, zumal eine Aufsicht in dem weiten Dünengebirge fast unmöglich war. Und als der Strandvogt Miss Bohu durch strenge Ordnung schaffen wollte, wurde er in seiner Hochzeitsnacht — Herbst 1694 — bei einer Rauferei von einem seiner Gäste erstochen.

Wütster noch wurde das Treiben auf Hörnum im Anfang des 18. Jahrhunderts. Alle Verbote nützten nichts, sie waren „Glocken ohne Kneipelen“ (Klöppel). Am Heiligabend 1713 sollen bei Rantum sogar Schiffbrüchige von den Strandräubern ermordet worden sein. Die Ermordeten wurden im „Djekendäl“, in einem Dünensumpfe, verscharrt. Aber der rechte Arm des einen Schiffers, Mann Tetten, wuchs immer wieder aus dem Sumpfe empor, Gerechtigkeit heischend. Die Rantumer sahen seitdem, wie der ermordete Mann Tetten, mit hocherhobener rechter Hand, im Dünenhale umging, und sie nannten das Gespenst den „Djekendälmann“.

1757 mußte die Kirche in Rantum abgetragen werden, weil die östwärts wandernden Dünen sie bedrohten. Der Ort wurde immer kleiner. 1709 hatte Rantum noch 34 Wohnhäuser, 1758 nur noch 28 (mit 102 Einwohnern).

Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde eine Art Rettungshaus auf Hörnum gebaut, das aber weniger den Schiffbrüchigen als den Strandräubern zum Aufenthalt diente. Die Herren aber mißgönnten sich gegenseitig das Asyl, zerstörten es und stahlen die Leberkleibsel. Die Rantumer sollten sich an diesem Werk hervorragend betheiligt haben.

Ende 1825 war Rantums Häuserzahl auf 13 gesunken mit 61 Einwohnern. Im Februar dieses Jahres war die Sturmflut wieder über Rantum hereingebrochen. Die Einwohner mußten in die Dünen fliehen, wo sie, inmitten der himmelan schwämmenden Wogen, die Nacht zubrachten und schaudernd sahen, wie die See Stück für Stück von der Westküste abriß.

Das Dorf war gänzlich verarnt. Zu jener Zeit kam der dänische König Friedrich auf die Insel. Eine Dünengehörnerin von Rantum nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihre elende Hütte mit den einladenden Worten: „Kom' nur herein, kleiner König, und sieh' wie wir es haben.“

Zum Sommer 1801 ward auch die neue Kirche vom Sande verschüttet. Ein Schiffer kaufte sie auf Abbruch für 100 Thaler und zerteilte das Ghebell in seiner Schiffskajüte mit den Altarbildern. Seitdem hat das Dorf keine Kirche mehr. Das letzte Haus im alten Rantum wurde 1821 abgetragen. Die jetzigen sechs Gebäude sind alle nach dieser Zeit entstanden . . .

* * *

Die sinkende Sonne röhrt das Schulzimmerchen der kleinsten Schule Deutschlands. Der Nege hat aufgehört. Der alte Schulmeister erzählt, was aus seinen Jöglingen zumteist wird. Die jüngeren Söhne werden Schiffer. Die Mädchen heirathen nach Auswärts, und die fünf kleinen Könige, die Rantum unter sich theilen, — bis auf Einen ist kein geborener Rantumer darunter — holen sich die Ehefrauen aus der Nachbarschaft. An der Tafel steht noch immer das Stechenexempel, und an der Wand hängt noch immer der grelle Oeldruck Wilhelm II. Alles scheint so friedlich, so für die Ewigkeit sicher, als ob die Zeit selbst, die weitab von diesem Eiland ihre Wogen treibt, diese Zwerggemeinde vergessen hätte. Nichts erinnert an Bidder Lüng, an Eke Nekkepenn, an den Djekendälmann, nichts an Sturmfluthen und Sandverwehungen. Der alte Lehrer lächelt, als ich frage, wie lange er wohl meine, daß dieses Dorf noch leben werde, das sich wie auf der Todesflucht in den Kommunismus gerettet hat, als ob die Dünen vor den Gemeindenwiesen ehrfürchtig Halt machen würden: „Ach, wir haben nichts zu befürchten, die Dünen wandern nicht.“

Dass aber hier gar eine merkwürdige Gemeindeverfassung vorhanden sein soll, davon weiß der Alte erst garnichts. „Das ist so wie es überall ist, hier ist nichts Besonderes. Aber vielleicht kann Ihnen der Amtsvoirsteher, der dort drüber in dem großen Hause wohnt — er weist durch's Fenster die Richtung — Auskunft geben. Ich gehöre ja nicht zur Gemeinde.“

Zu der That, der Lehrer, der seit 32 Jahren Rantums junge Brut abrichtet, ist ausgeschlossen von dem Fünferkommunismus.

* * *

Wieder quer über die nassen Wiesen — die Schafe blicken jetzt mit gemäßigter, stiller Heiterkeit in die untergehende Sonne — und ich betrete den Flur des schmucken Hauses des Gewaltigen über die 32 Rantumer Einwohner. In der Wohnstube begrüßt mich ein derber, großer Senesch, ein wenig verlegen; er hat ein rosiges, rundes, bartloses Kindergesicht. Er wird den Gemeindevorsteher holen. Der Bursche verschwindet und kommt mit der Botschaft wieder, der Herr werde kommen. Aber der Mann läßt mich ziemlich lange warten. Schließlich erscheint er doch, eine kolossale Persönlichkeit mit einem mächtigen, brandrothen Gesicht, in das er mit einiger Mühe die Anstrengungen seiner Würde hineinzubringen versucht. Aber der Mann ist vorsichtig. Er behandelt die Verhältnisse Rantums als Amtsgeheimnis, spricht Einiges vom Bürgerlichen Gesetzbuch und preußischer Landgemeindeordnung, will aber schlechterdings nichts davon wissen, daß die Gemeindeverfassung irgend jemand interessiren könne. Ohne zum Ziel gekommen zu sein, verabschiede ich mich von dem diplomatischen Riesen.

Und wenn nicht der Gastwirth des Dorfes mittheilamer gewesen wäre und ein anderer der Fünferfamilie mir — zwar auch unter allerlei Müchhalt — kurze und klare Aufschlüsse gegeben hätte, meine Forschungsreise wäre vergeblich gewesen. Ich vermuthe, daß man in Rantum so schweigsam ist, weil sie erftlich nicht als „Kommunisten“ verschrien werden möchten, und weil sie jodann Freunden keinen Einblick in ihre geradezu glänzenden finanziellen Verhältnisse gestatten wollen.

Der Nationalökonom Dr. G. Schnapper-Arndt hat vor einigen Jahren dieses agrarkommunistische Liliput mit dem Klüpfenzug der modernen Statistik untersucht. Indessen auch er hat keinen Aufschluß darüber geben können, wie sich die merkwürdige isolirte Verfassung historisch entwickelt hat, welche Ursachen bestimmend gewesen und auf welchen zivilrechtlichen Grundlagen das Sonder- und Gemeineigentum der fünf Haushaltungsvorstände Rantums beruht; wie es z. B. möglich ist, daß der Lehrer trotz 32jähriger Anwesenheit und trotz eines nicht ganz geringen Einkommens — 1000 Mark Gehalt und 800 Mark Alterszulage — an den politischen Gemeinderechten keinen Anteil hat. In dem Staats-

archiv zu Schleswig soll sich mancherlei Material über Rantum finden; es ist aber meines Wissens bisher nicht veröffentlicht. Das Folgende stieß aus eigenen Erfahrungen und den Ermittlungen Schnapper-Arndt's, die in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht worden sind.

Die wirtschaftliche Verfassung Rantums beruht auf geringfügigem Privatbesitz, sehr bedeutendem Gemeindebesitz und absoluter Gleichheit des Nutzungsrechts der fünf beteiligten Familien, deren Häupter auch die Gemeindevertretung bilden; drei Stimmen genügen, um Mehrheitsbeschlüsse zu erzielen.

Zu der Gemeinde Rantum wird kein Getreide produziert, das vielmehr gekauft werden muß. Der Bezirk umfaßt Weide- und Düneland, und demzufolge beruht die Ernährung auf Viehzucht und den Erträgen der in größeren Mengen exportierten Dünenräder. Die Ernte der hier gedeihenden prächtigen Stranddistel ist verpachtet, und die Westerländer Blumengeschäfte verkaufen die schönen Gewächse in großer Anzahl für hohe Preise als „Aubaden“ an die Badegäste.

Der Gemeindebezirk Rantum besteht aus zwei Gemeindungen, dem eigentlichen Rantum und dem Hörnummer unbewohnten Küstenland, insgesamt 1431 Hektar, von denen 41 Hektar Wiesenland im Besitz von Forenzen sind, die zumeist in Westerland wohnen. Die übrigen 1390 Hektar sind Rantumer Eigentum, von denen aber nur 7 Hektar Privatbesitz sind. Diese Zahlen gibt Schnapper-Arndt an. Seitdem (1897) hat sich der Gemeindebesitz erheblich verminderd, weil das für die Kleinbahn von Hörnum nach Westerland benötigte Land von der Gemeinde vortheilhaft an die Bahngesellschaft veräußert worden ist. In ganz Schleswig-Holstein gab es 1895 9100 Hektar ungeteilte Weiden zu gemeinsamer Nutzung und 8210 Hektar Gemeindeland, das zur persönlichen Nutzung vertheilt war. Die fünf Familien von Rantum spielen also, wie man sieht, in der Statistik des noch vorhandenen Gemeindelands eine bedeutsame Rolle. Allerdings beträgt der Gemeindebesitz Rantums an Weiden nur 100 Hektar, die anderen rund 1100 Hektar sind Düneland.

Auffällig und für die historische Entwicklung vielleicht aufklärend ist es, daß die sieben Hektar Privatbesitz — dessen rechtlicher Charakter übrigens nicht klar ist — auf dem Boden des alten untergegangenen Dorfes liegen, während die heutigen sechs Häuser, deren Hofraum und Häusergärten — beides Privatbesitz — nur sieben Ar umfassen, in Gemeindebesitz eingesprengt sind.

Der Gemeindebesitz an Weideland besteht aus gleich vertheilten, zu fester, dauernder persönlicher Nutzung übergebenen Parzellen ($1\frac{1}{3}$ Hektar Kartoffel- und Haferland), sodann aus Weichselland — 13 Hektar Grasland, in dem die Parzellen jährlich nach einer bestimmten Reihenfolge abwechselnd den fünf Bürgern und dem Lehrer zur Hengewinnung überwiesen werden, und drittens aus ungeteilten Gemeindeweiden. Das Düneland wird, bis auf ein dem Lehrer ständig zur Verfügung gestelltes Stück, jährlich auf's Neue zu gleichen Flächen unter den fünf Gemeindbürgern aufgeteilt, und zwar entscheidet hier das Los die Zutheilung.

Wir haben somit eine ganz ausgeprägte agrarkommunistische Verfassung, wie sie, trotz des in der Schweiz und Deutschland noch verbreiteten Almendenwesens, in solcher Vollkommenheit wohl nirgends anders vorkommt. Charakteristisch ist einmal das beinahe völlige Verschwinden des Privatbesitzes undnamenlich das zwischen den Bürgern streng durchgeföhrte Prinzip absoluter Gleichheit. In Rantum sind nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich alle Bürger gleich. Auch das aufgeteilte Gemeindeland bedeutet keine Begünstigung des Einen oder des Anderen, da ja — bis auf einen kleinen werthlosen Rest südlichen Landes — auch hier die Nutzung von Jahr zu Jahr unter den Berechtigten wechselt.

Ebenso darf das ungeteilte Weideland nur zu gleichen Theilen ausgenutzt werden. Die Gemeindervertretung, deren Haushalt nicht nur finanzieller Art ist, sondern auch die Produktionsmittel direkt

erstellt, bestimmt Jahr für Jahr, wie viel Vieh jeder Bürger auf die Weide treiben darf. Nach der Aufstellung von 1902 war jeder berechtigt, 4 Stück Kindvieh, 25 Schafe, sowie 2 Pferde auf die Gemeindeweide zu treiben. Will jemand mehr Vieh halten, so muß er eine bestimmte Summe in die Gemeindefasse zahlen. Der Verkauf des Viehs und der anderen Erzeugnisse wird nicht gewöhnlich betrieben, sondern individuell, desgleichen ist der sonstige Erwerb, wie der Gastwirtschaftsbetrieb, Privatsache jedes Einzelnen, so daß persönliche Vermögensunterschiede trotz der Gleichheit der Gemeindeanteile entstehen können und wohl auch entstanden sind.

Wie aber hat sich die kommunistische Wirtschaft bewährt? Ist das gemeinsame Interesse stark genug gewesen, um die Verminderung, wenn nicht Abschaltung des persönlichen Interesses auszugleichen? Hat die Gleichheit des Anteils an den Produktionsmitteln nicht alles Streben vernichtet und eine ländliche, lässige Wirtschaft veranlaßt?

Die Wahrheit ist, daß die Nantumer Gemeinde, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aus armen Leuten bestand, die wohlhabendste der Inseln geworden ist, obwohl keine Fremdenindustrie in dieser Güstenwoche erüttelt. Schnapper-Arndt giebt an, daß um 1897 jährlich aus der Gemeindefasse 500 bis 600 Mark an jedes Mitglied herausgezahlt wurden. Die Summe ist seitdem sogar gestiegen, da der Verkauf des Bahngeländes die Finanzen noch bedeutend verbessert hat; übrigens wurde nicht das erwölkte Kapital vertheilt, sondern nur die Zinsen. Während die Landwirtschaft fast überall in Syrt dorthinfliegt, knüpft sich auf den üppigen Weiden Nantums gehendes, stattliches Vieh, wie in den Marschen.

Ob die eigenthümliche Verjossung des Dorfes ein Überbleibsel alter, sonst verschwundener Zustände, oder eine, vielleicht von den verheerenden Wandlungen erzeugte Neubildung ist, oder auf der Einsicht beruht, daß der Einzelne ohnmächtig gegen die Macht der Elemente sei — das ist unumgekämpft. Auf der Insel Syrt wurde im Allgemeinen schon gegen Ende des Jahrhunderts das Gemeindeeigentum zerstört. Gleichzeitig mit der Verkoppelung des durch die Freiheitlichkeit entstandenen Gemeindelandes gingen die vorhandenen Gemeindeweiden in Privatbesitz über. 1778 begann auf Geheiß der Regierung die Zusammenlegung der im Privatbesitz befindlichen Landsegen und die Aufteilung des Gemeindelandes. Das war eine vollkommene Revolution der alten Ordnung und erregte große Erbitterung. Dabey hatte die Bewirtschaftung der Insel trotz des Privatbesitzes kommunistische Züge. So durfte beispielweise von einem bestimmten Tage des Herbstes an alles Vieh frei und ungehindert über die ganze Insel hin weiden. Jetzt erhob sich die Rauigkeit des Stürmer. „Es ging sehr portentlich zu,“ so schreibt ein Zeitgenosse, „denn Eischen wurde das Land weit vor ihren Hörner verlegt, Eischen aber wurde es zugelegt zu ihrer Begrenzung, wo sie es mir haben wollten; aber Wühlen und Wallen und Seringen und die kleinen Freunde hatten, wurde an schlechten Gegenden und an eisernen Eien ihr geringer Anteil zugemessen.“ Hansen meint, die Aufteilung der Gemeindelande sei für thätige und verträgliche Landwirthschaft durchaus günstig gewesen, da sie ihren Boden hätten besser bearbeiten und bebauen können und der frühere Schlehdram unter dem Zwang des persönlichen Nutzerehres aufhören müsse. Aber Hansen zieht hinc, daß durch die Aufteilung andererseits eine Armut entsteht, bitterer als man sie vorher auf den friesischen Inseln bei großen gemeinschaftlichen Landstücken gefürchtet hatte, da jetzt den Schlehdram die Eichholzung erschwert oder unmöglich gemacht wurde. Dabey sei auch mit der Gemeinschaft der Gemeinden gewusst. — Nantums eigentliche Landwirtschaft zeigt, daß die Gemeinschaft auch die technische Produktion verbauen zu fördern vermag.

Das Meiste braucht nach der leichten Kleinbauart nach Westerland, was dort ging in zu früh über die schwere Haide nach Friesland. Mit mir

trug ich das Bild von der kleinsten Schule, die so großes zu erzählen weiß, phantastische Sagen, wilde Katastrophen und weise Gestaltungen menschlicher Wirtschaft. Von Meere brauste der nächtliche Sturm und die steigende Fluth. Scharffsäntiger Sand sprühte mit von den Dünen beizend und beißend in's Gesicht, und in dem Schauen der dunklen Einsamkeit schien es mir, als ob die Dünen wankten und wanderten, still und stumm, und aus der ganzen Insel einen weiten Friedhof der Namenlosen schufen, auf dem nur noch der Blizableiter der Nantumer Schule wie ein Namensstab hervorragte.

Denn Ette Nekkepenn hat Inge's von Nantum schmückenden Beitrag nicht vergessen, und sein Weib, die Seefalbgebärerin, mahnt noch immer in freizügigem Grumm Salz für die Höringe. —

Der Meeresgrund und seine Thierwelt.

Von Kurt Grotewitz.

Gut bunte, abenteuerlichen Gestalten hat die menschliche Phantasie die Tiefen des Meeres bevölkert. Mythos und Dichtung sind geschäftig gewesen, glänzende Paläste auf dem Grunde des Ozeans aufzubauen, verzauberte Städte und Gärten hier unten anzulegen und Götter und Helden hier hausen zu lassen. Aber bald verunthete man in diesen Tiefen auch schreckliche Ungehörner, die zu schaun der Mensch sich nicht vermessen sollte, bald glaubte man in ihnen unermessliche Schätze aufgehäuft zu finden, Gold und Edelstein und funkelnende Geschmeide von märchenhafter Pracht.

Was die Dichtung und Sage und die Phantasie des Einzelnen sich erjonnen, das hat die Wissenschaft in vielen Dingen als wahr erkannt. Sie hat abenteuerliche Gestalten hier gefunden, schreckliche Ungehörner, farbenreiche Gärten und bunte, fast märchenhafte Schätze der Natur. Das Alles birgt der Meereschoß in seinen tiefsten Tiefen, auf seinem Grunde. Noch ist es nicht lange her, da hielt man den Meereschoß für gänzlich todt. Von einer Tiefe von 550 Meter an abwärts glaubte man, wie das Wasser kein organisches Leben mehr beherbergen. Es war im Jahre 1841, als ein großer englischer Forscher, Edward Forbes, noch einmal diese Meinung, an der die Wissenschaft schon lange festgehalten hatte, begründete. In jene Tiefen dringt kein Lichtstrahl mehr, da herrscht ewige Finsternis. Ein Pflanzenleben ist da unten durchaus ausgeschlossen, denn jede Pflanze braucht Licht, sie braucht es ebenso gut, wie der Mensch der Luft, der Fisch des Wassers bedarf. Denn um den eigentlichen Atmungstoff der Pflanze, die Kohlensäure, verwenden zu können, ist sie auf die Mitwirkung des Sonnenlichtes angewiesen. In jenen Tiefen unter 550 Meter aber hat die Sonne ihre Macht verloren, hier kann keine Pflanze mehr existiren. Ja Chum, der Leiter der deutschen Tiefsee-Expedition, die in den Jahren 1898/99 die Tiefen des Atlantischen, Antarktischen und Indischen Meeres erforschte, hat festgestellt, daß bereits von 400 Meter an abwärts keine lebende Pflanze mehr aufzufinden wird. Und nun glaubte man, daß auch die Thierwelt unter dem Mangel des Lichtes sehr zu leiden haben würde. Jedes, wenn schon die Dunkelheit allein für sich das Thierleben noch nicht unmöglich mache, so kämen doch andere wichtige Momente hinzu, die jenes vollständig ausschließen schienen. Denn in jenen Tiefen ist die Temperatur ganz niedrig, sie bewegt sich um den Nullpunkt, und was sollte man in so gleichmäßig kalten, dunklen Regionen für Lebewesen erwarten? Doch wenn selbst unter diesen ungünstigen Verhältnissen es einzigen zähnen Thieren möglich gewesen wäre, ihre Dasein zu fristen, so meinte man doch, würde der kolossale Druck, der in jenen Tiefen herrscht, jedes Lebewesen unbedingt zerquetschen. Vor es doch vorgekommen, daß der Schaf der Karpathen, die man einem Walisch in den Rücken gebebt hatte, beim Riedertanzen des zum Tode verwundeten Thieres in die Tiefe so stark zusammen-

gepreßt worden war, daß das Holz nicht mehr dem Wasser schwamm. Und waren doch selbst starke Metallhülsen, in denen man Thermometer in die Meerestiefe hinabgesetzt hatte, durch das kolossale Gewicht der Wassermassen zusammengedrückt worden. Unter solchem Druck von Hunderten von Atmosphären konnte unmöglich ein Thier leben; mußte zerdrückt werden, wie es von dem Gewicht mehrerer Lokomotiven zerdrückt würde, das jener Druck etwa entspricht.

Aber die Wirklichkeit machte alle diese Ueberlegungen zu Schanden. Bald holte man — es mag jetzt etwa ein halbes Jahrhundert her sein — an großen Meerestiefen lebende Wesen herauf. Besonders gab die Legung des ersten Kabels zwischen England und Amerika im Jahre 1858 Gelegenheit die Meerestiefen etwas genauer zu erforschen. Nun ließen es die Untersuchungen kleinerer Expeditionen unzweifhaft erscheinen, daß auf dem Grunde des Meeres eine neue Welt von Thieren lebte, die der ganzen Zoologie einen neuen Inhalt geben würde. Eine große Begeisterung erfahre die Männer der Naturwissenschaft, und nun wurde eine große, in allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestattete Expedition ausgerüstet, welche extra dazu bestimmt war, die Tiefen des Meeres zu ergründen. Das Schiff, das die Expedition hinaustrug und nach dem diese benannt wird, führte den Namen „Challenger“ und mit diesem Namen ist eines der wichtigsten Ereignisse der neueren Zoologie verknüpft. Denn die Fahrt der Challenger-Expedition in den Jahren 1872 bis 1876 enthüllte die Thatsache, daß das Meer in seinen Tiefen von einer unermesslich reichen Thierwelt bevölkert sei. Ein gewaltiges Material brachte das Schiff von seiner Fahrt zurück, ein Zeugnis für die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Wesen im Schoße des Meeres. Dem Challenger sind noch eine Reihe anderer Entdeckungsschiffe gefolgt, und jede, besonders aber die deutsche Tiefsee-Expedition, hat immer neue Schätze aus den Tiefen des Ozeans geholt.

Nicht die niedere Temperatur, die um den Nullpunkt sich bewegt, nicht die ewige Dunkelheit, nicht der gewaltige Druck von mehreren hundert Atmosphären hat die Thierwelt abgehalten, in dem Schoße des Meeres ein blühendes Leben zu entfalten. Denn es ist ein blühendes Leben, das da unten sich regt, nichts von Verarmung und Verkümmерung. Es gibt große Thiere da unten von einer Länge von mehreren Metern. Thiere, die an der Oberfläche des Meeres oder auf dem Lande gewöhnlich klein sind, haben da unten sehr ansehnliche Verwandte. Da gibt es eine Aassel — wer kennt nicht die kleine, kaum zoll-lange Kellerrassel —, die da unten eine Länge von 23 Centimeter besitzt, die Krabbenspinnen haben 70 Centimeter lange Beine, mit denen sie auf dem Boden des Meeres umherstampfen. Da gibt es auch einen Krebs von Biertellmeterlänge; ein Tubercularienpolyp, dessen Verwandte sonst nur wenige Centimeter messen, ist hier gar zwei Meter lang. Also die Dunkelheit und die kühle Temperatur drückt die Lebenshaltung nicht herab, und auch das gewaltige Gewicht der Wassermassen erträgt der Körper dieser Thiere, ohne daß man äußerliche Anpassungsvorrichtungen dafür an ihnen erkennen könnte. Werden diese Thiere allerdings mit den Neuen nach oben befördert, so kommen sie in der Regel tot an der Oberfläche an. Die Verminderung des Druckes sprengt ihr Gewebe vollständig auseinander. Aber in der Tiefe befinden sie sich offenbar ganz wohl.

Was sind es nun für Thiere, welche den Schoß des Meeres bevölkern? Da gibt es nun manche Gruppen, die wir auch als Bewohner der Klüsten und der Binnengewässer kennen, Fische, Krebse, einige Spinnen, Mollusken, Würmer und Urthiere. Aber es gibt auch zwei große Abtheilungen des Thierreichs, die recht eigentlich Tiefseethiere sind: die Stachelhäuter und die Hohlthiere (Pflanzenthiere). Aber auch von den bekannteren Gruppen sind es doch sehr eigenartige Vertreter, die hier in der Tiefe des Meeres ihre Heimat haben. Der Boden des Meeres bietet einen festen Sitzpunkt ähnlich wie der Erdboden. Kinder des Erdbodens



H. Deyrolle: *Das Weib des Fischers.*

sind nicht so sehr die Landthiere wie die Pflanzen, die in ihm wurzeln und ihr Leben lang mit ihm verbunden sind. Auf dem Meeresboden dagegen gibt es eine große Thierabtheilung, die ähnlich wie die Pflanzen unbeweglich festzigen. Das sind die Pflanzenthiere, wie man sie ehemals nannte, Hohlthiere, wie man sie jetzt nennt. Ein solches Thier besteht im Wesentlichen aus einer schlängelartigen Höhlung, aus einem Magen, in dessen Dehnung das Meerwasser mit seinem Inhalte aus- und einsiebt. Die Wände der Höhlung verdauen, das ganze Thier ist eben ein Verdauungssack. Trotz dieses einfachen Grundprinzips im Körperbau weisen die Pflanzenthiere doch eine nicht geringe Mannigfaltigkeit in ihrer Form auf. Denn der Körperschlund ist bald länger, bald kürzer, bald breiter, bald schmäler, die Dehnung nimmt verschiedene Mundformen an und um sie herum steht bei vielen Thieren ein Kraut von mannigfältigen fühlerrtigen Organen, die, in steter Bewegung, die Nahrung durch Erzeugung eines Wasserstrudels herbeiziehen. Das Merkwürdigste ist aber, daß diese Pflanzenthiere selten isolirt auftreten, sie bilden fast verwandte Verbände von Individuen, Kolonien oder Stöcke. Und eben dadurch erhalten die meisten von ihnen ein pflanzenähnliches Aussehen. Denn an den Seiten des Mutterthieres sprossen Tochterindividuen hervor, es bildet sich nach und nach ein durch Verbindung festgewordener Stamm mit Nesten, an denen die jungen Thiere — Polypen genannt — hervorsprossen. Diese Polypen gleichen, so in der Verzweigung des Stöckes stehend, den Blättern und Blüthen der Pflanzen. Es entstehen dadurch ganz wunderbare Gebilde von im ganzen pflanzenähnlicher, aber doch höchst abenteuerlicher Form. Man möchte an stilisierte Gewächse denken, wie sie die heutige Kunst so oft darstellt. Denn je nach der Verzweigung des Stöckes, je nach dem Sitz und der Form der Polypen bekommen diese Kolonien ein sehr verschiedenes Aussehen. Da gibt es große kräuterartige Stöcke, dicht verästelte Gebilde, wie wir sie an der Gelsoralle kennen, und die feinsten, zierlichsten Blumenähnlichen Kolonien. Der Formenreichtum ist in der That erstaunlich, eine wunderbare Pracht hat die Natur in diesen Hohlthieren entfaltet. Und zu der Schönheit der Form gesellt sich der Glanz der Farben. Denn diese Stöcke sind meistens bunt gefärbt. Es sind oft wunderbar zarte Töne, wie sie die impressionistische Kunst liebt, bisweilen aber ganz lebhafte, besonders rothe Farben, in denen diese Stöcke erglänzen. Oft hat der Stock eine andere Färbung als die Polypen, bisweilen sind an einer einzigen Kolonie alle möglichen Farbenmischungen vertreten. So läßt es sich denken, was für eine ungeheure Pracht auf dem Boden des Meeres ausgebreitet ist. Die Pflanzenthiere sijen nun meistens fest auf oder in dem Schlamm des Meeresgrundes. Und wie Pflanzen eine Art Rosenbilden oder durch seitliche Stockausläufer ihr Terrain immer mehr zu vergrößern suchen, so machen auch viele dieser Thierstöcke wundernd in die Breite, es entsteht an vielen Stellen des Meeresbodens eine wahre Decke von Pflanzenschichten, ein buschiger Balk oder ein wässriger Garten. Und wie für die Gewächse die Bodenfrage die wichtigste ist, wichtiger als die Ernährungsfrage, so scheint auch auf dem Grunde des Ozeans für diese Thiere häufig ein Platzmangel zu herrschen. Die eine Art sucht die andere zu verdrängen, und die Eigenschaft, durch seitliche Erstreckung den Stock zu vergrößern oder durch Angliederung neuer Individuen nach oben zu den Nachbarn zu überwandern ist den Tendenzen der Pflanzenschichten zu entsprechen, die durch ähnliche Mittel ihren Raum zu erweitern suchen.

Für die Pflanze ist die Ernährungsfrage insofern nicht so wichtig, als sie auf's Energie mit dem Standort verzumpt ist. Hat sie einen Platz an dem Boden gefunden, so ist sie im Stande, mit ihrem Raute die Nahrungsquelle aus diesen herauszufinden. Bei den Hohlthieren ist nun die Ernährung eine ganz andere, aber sie ist auch bei ihnen eingestrichen mit dem Standort verbunden. Die ganze Ernährung der Meeresthiere geht in jährliech

von den pflanzlichen Mikroorganismen aus, die in der Oberflächenschicht leben. Sie seien die anorganischen Stoffe des Meeres in organische um. Von ihnen leben die kleineren Thiere, und so geht die Stufenleiter weiter fort, wie wir schon erwähnt haben. Nun sinken aber viele Organismen und Organismenreste zu Boden, und alles dieses zu Boden Sinkende fangen die Pflanzenthiere auf, ihre Mundöffnung ist noch oben gerichtet, und die Fühler, die einen Strudel im Wasser erzeugen, sorgen dafür, daß die Nahrung in den Hohlräum, den Körper des Thieres, fließt. Nun schwimmen allerdings mikroskopisch kleine Urthierchen und andere kleine Wesen auch über dem Boden dahin, und auch von ihnen gelangt ein erheblicher Theil in den Magen der Hohlthiere. Allein diese müssen doch ihre Beute mit vielen anderen Thieren teilen, die ebenfalls in den Tiefen des Meeres leben.

Die niedrigsten von allen Hohlthieren sind die Schwämme. Es mag Mancher unglaublich den Kopf schütteln, wenn er zum ersten Male hört, daß der Schwamm, mit dem eine Tafel abgewaschen wird, eine Kolonie von Thieren darstellt. In unseren weißlich-gelben Badeschwämmen sind die Thiere allerdings nicht mehr am Leben, und das Kalk- oder Horngerüst, das sie durchzieht, ist auf chemischem Wege entfernt worden. Aber an den Bören des Schwamms erkennt man noch die Hohlräume, aus denen im Wesentlichen jedes einzelne Thier besteht. Solche Kalk- und Hornschwämmen sind nun freilich im tieferen Meere seltener, hier haben vielmehr die wunderbar gesetzten Glasschwämme ihre Heimat. Ihr Gerüst besteht aus reiner Kieselhäuse, so daß sie einen glasartigenindruck machen. Kleine sechsstrahlige Glasnadeln von äußerst zierlicher Gestalt zeigen ein Reggitterwerk von außerordentlicher Pracht zusammen. Jede Thierart besitzt ihre eigenthümlich geformten Nadeln und bildet eine Kolonie von bestimmter Form, da gibt es kugelförmige, säulenförmige, reitigförmige, mischtrugsförmige und andere Glasschwämme. Oft ruhen diese direkt auf dem Meeresgrunde, mitunter sind sie durch einen Schopf von Nadeln oder auch durch eine einzige starke Nadel im Meeresboden verankert.

Auch die höher organisierten Arten von Hohlthieren sind in reichem Maße in den Tiefen des Meeres vertreten. Da gibt es Korallen aller Art, deren Stöcke und Polypen in bunten Farben leuchten, Seefedern, die ihrem Namen alle Ehre machen, und die lieblichen Seerosen, die aus Einzelthieren bestehen. Sie haben die Form kleiner Eimer, deren Dehnung wulstig gefaltet und mit einem Kraut von Jungfischen versehen ist. Es sind meist wunderbar blendend weiße bis rosarote Farbenton, die diesen Thieren ein sehr liebliches Aussehen geben.

Die zweite große Gruppe von Meeresthieren, die Stachelhäuter, begegnen uns auf dem Meeresboden außerordentlich häufig. Der Körper des Stachelhäters ist schon nach einem etwas spezialisierten System gebaut als der der Hohlthiere. Da besitzt der Leib einen besonderen Kanal als Darm und ein besonderes Blutlaufsystem. Eigenthümlich ist den Stachelhätern, daß sie außerdem ein merkwürdig regelmäßiges Kanalnetz besitzen, in dem sich Wasser hin- und herbewegt, das sogenannte Wassergefäßsystem. Der Körper der Stachelhäuter ist nämlich sehr regelmäßig radiär, meist nach der Zifferzahl gebaut. Nehmen wir einen der bekanntesten Vertreter dieser Thiergruppe, einen Seestern. Er gleicht in der That einem Stern mit fünf Strahlen. Vom Mittelpunkt der Scheibe wo der Mund liegt, kann man Raden nach der Abzweigungsstelle von je zwei Strahlen (den Armen) ziehen, und so erhält man fünf ganz übereinstimmende Stöcke. So ist der ganze Körper mit seinen Gefäßen und Muskeln radiärsymmetrisch gebaut. Die Oberhaut der Stachelhäter ist meist mit Faltscheidungen durchsetzt, die in vielen Fällen formig oder hügelig hervorragen und dadurch dem ganzen Thiergeiste den Namen gegeben haben. Die meisten Stachelhäuter können sich frei bewegen; allerdings zu Schnellläufern hat sie die Mutter Natur nicht ausgebildet. Man redet von einem Schneifengang, wäre das Volk aber mit

den Thieren des Meeresbodes mehr vertraut, würde man sagen, langsam wie ein Stachelhäuter Solch' ein Thier bewegt sich mit den Armen so. Das Wassergefäßsystem scheint dabei eine große Rolle zu spielen; indem das Wasser aus einem Arm zurück tritt, zieht sich dieser ein und führt dadurch eine Bewegung aus.

Eine Gruppe von Stachelhäutern, die gerade den Meeresboden recht charakteristisch ist, sieht an Langem, unbeweglichem Stiel auf dem Grunde fest. Das sind die Seelilien. Man möchte sie, ihre Anschein nach, zu den Pflanzenthieren rechnen. Denn sie machen ganz jenen lieblichen, schlängelnden Eindruck wie manche Polypenbüschle. Allerdings bestehen nur aus einem Thier, dessen Arme allerdings sehr dünn und lang sind und sich vielfach verzweigen, so daß ein überraschend schönes Bild entsteht. Vom ganzen stengelförmigen Körper gehen dünne nadelförmige Gebilde aus, die zierliche langen Koniferenblättern gleichen. Auch von dieser Seelilie gibt es eine große Zahl von Gattungen und Arten.

Im Gegensatz zu diesen Seelilien sind die übrigen Stachelhäuter meist gröbere, derbe Geister. Abentenerliche Formen besitzen aber auch sie. Schon die einzelnen Kllassen, in die man die Thiere eintheilt, die Seesterne, Seewalzen, Seigel lassen einige machen vermuten, daß wir es hier mit sehr verschiedenen Gestalten zu thun haben. Selbst die gewöhnliche Form des Seesterns mit seiner runden Scheibe und seinen fünf Armmstrukturen kann die verschiedensten Modificationen erfahren. Je nach der Länge der Arme, dem Größenverhältniß von Scheibe zu Strahlen, der Gestalt der Stacheln, ja auch nach der Farbe, treten die verschiedenartigsten Formen auf. Und dasselbe gilt von den Seewalzen und Seigeln, die alle gleich den Seesternen in reicher Artenzahl den Grund des Meeres bevölkeren. Vieles von diesen Thieren gleichen bekannten Früchten Landthieren oder leblosen Gegenständen, Gurken, Apfeln, Schlangen, Zügen, Keulen, Raspeln und dergleichen. Unwillkürlich wird man durch die bunte Welt von Meeresthieren zu allerhand Vergleichen angeregt. Die Stachelhäuter kriechen, soweit sie nicht festgewachsen sind, über den Boden hin. Es gibt Pflanzenthiere, die im Meerwasser treiben oder gar Schwimmvorrichtungen besitzen. Die Stachelhäuter dagegen sind wirkliche Bodenthiere, sie müssen festen Grund unter ihrem Körper haben. Da der Boden des Ozeans aber an den meisten Stellen bereits von Hohlthieren, Muscheln und Schnecken bedekt ist, so sieht man sie meist scheinbar unbeweglich auf diesen die Bodendecke des Meeresgrundes bildenden Tierleibern ruhen.

Der eigentliche Boden des Meeres ist theils felsig, theils schlammig. Auch an den Felsen haften sich Pflanzenthiere, Stachelhäuter, Mollusken fest. Der Schlamm dagegen besteht zum großen Theil aus Trümmern von Muschel- und Schneckenshalen, noch mehr aus den Gerüsten von Urthierchen. Ja, lebende Urthiere selbst bewohnen den Schlamm. Betrachtet man ihn durch das Mikroskop, so findet man darin ein Heer von Gestalten, die mit den abentenerlichen Kalk- und Kieselgerüsten ausgestattet sind. Es herrscht hier unten ein Formenreichtum an Mikroorganismen, von dem sich keiner einen Begriff machen kann, der nicht wenigstens Abbildungen von den Vertretern der einzelnen Familien oder auch nur Ordnungen gesehen hat. Auch über dem Meeresgrunde, aber stets in gewaltigen Tiefen von über 800 Meter halten sich viele Urthiere auf. Zu besonders großer Zahl und in einer gewaltigen Mannigfaltigkeit treten hier die Strahlenthierchen oder Radiolarien auf. Ernst Haeckel, der bekannte Darwinist, der das Material der Challenger-Expedition bearbeitete, hat in einem prachtvollen mit 140 Tafeln versehenen Werk über 1000 Arten dieser Thiere beschrieben, und ihm versichert in seinem soeben in zweiter Auflage erschienenen Werk "Aus den Tiefen des Weltmeers", daß die Bearbeitung der von der deutschen Tiefsee-Expedition erbten Radiolarien ein nicht minder umfangreiches Werk ergeben werde. (Schluß folgt.)

Nur noch Drei.

Novelle von Wilhelm Schmidt.

(Fortsetzung.)

Seit standen sie auf der Straße. Vor ihnen schimmerten schon die in einem großen Kreis stehenden Laternen des runden Platzes, von dem die Straße der Frau ausging. Wer von ihnen sollte nun der Eine sein?

„Lang nur zo,“ sagte der Breite, indem er den Kopf ein wenig vom Kragen hob, um Luft zum Sprechen zu haben. „Mir Zwei wäeden et schon unger ons nūmache.“

Der Große stand noch eine Weile, ohne zu sprechen. Dann:

„Goode Nach.“ Und er ging, nahm nicht die Hände aus den Taschen, sah nicht nach den Anderen hin.

„Goode Nach.“

Die Zwei gingen weiter. Noch langsam, noch schwerer. Ihre breiten Schuhe drückten den Schmutz der Straße zu beiden Seiten geräuschvoll aneinander.

„Wat die Schoh su schwer sein vom Dreck.“

„Jao.“

Endlich der Breite zur Erde sah, stieß er doch an jeden Stein. Einmal zog er sein Tuch aus der Tasche und wischte sich das Gesicht ab, das naß vom Regen war.

Rechts kam die Straße, in die der Kleine einziehen mußte. Wieder zwei Laternenreihen, aber die Häuser dahinter standen dichter eines an anderen — die Stadt war näher.

„Lang,“ sagte der Breite, ohne daß der Andere zu sprechen aufgefangen hatte.

Der Kleine sah zu einem hellen Fenster auf, das allein in der Lust hing. Das ganze übrige Haus war von der Nacht verschlucht. „Ming Frau on ming Kinder han et Fünfer op. Sie sen bang hück, weil ich su spät komme.“

„Abshüß.“ Der Breite ging ohne ein Wort mehr weiter.

„Abshüß, Christian!“ Der Kleine setzte in einer warmen Regung den Namen hinzu, sprach aber nicht so laut, daß es der Davongegangene noch hören konnte. Er stand noch und zögerte, dann sah er zu dem Fenster auf und ging langsam, nach einem schweren Athemzug, zu seiner Frau und seinen Kindern.

Der Andere ging allein weiter, immer die Hände in den Taschen, den Kragen hoch und das Kinn tief auf den Mantel herunter gelegt. Er sah die Beine so schwer und langsam, als ob er hinter einem Sarg hingang.

Er kam an den runden Platz, kam an die Straße, wo der Todte in einem dritten Stock seine zwei Zimmer hatte. Er kannte die Straße genau, aber er sah nicht einmal hinunter, blieb auch nicht stehen — und ging vorbei. Er hatte ja noch nicht einmal darüber nachgedacht, was er denn eigentlich zu sagen hatte. Er ging um den Platz herum, dicht an den Häusern entlang, damit ihm keiner aus den Fenstern zuschauen könnte. Herrgott, hatte er da nicht zu viel auf sich genommen? Wäre doch nicht einer der Anderen geeigneter dazu gewesen?

Er war ein einfacher Mann von fünfzig Jahren, fast immer ernst, früh grau geworden durch allerlei Unglück mit den Kindern, las alle Jahre einmal in einem Buch, das eins der Kinder mitbrachte, und war das Denken nicht gewohnt. Deshalb fiel es ihm jetzt schwer, sein Gehirn, dem das Unglück einen wichtigen Schlag gegeben und das dadurch in ein dumpfes Brüten versetzt war, zu den Gedanken anzuregen, die er jetzt nötig hatte. Was war zu sagen? Wie sollte er anfangen? Denn das fühlte er wohl, daß Alles auf den Anfang aufam. Auf das erste Wort, das aus seinem Munde kam, auf das Gesicht, das er dazu machte, auf den Ausdruck seiner Augen, auf die Bewegungen seiner Hände.

Sein Mund und seine Augenlider hingen herab, als ob sie von Blei wären. Er versuchte, sie zu heben, den schweren und traurigen Ausdruck von seinem Gesicht zu nehmen. Er versuchte es wieder und wieder. Schließlich glaubte er, daß es ihm ge-

lung sei. Nur die Augen selber fürchtete er. Er fühlte, daß da ein sonderbares Gleichen braute. Er durfte die Frau nicht zu viel ansehen damit.

Die Hände mußte er wohl aus den Taschen nehmen. Er mußte ihr ja überhaupt die Hand geben, zur Begrüßung, aber keine schwere Hand, sondern eine leichte, erfreute. Sonst war ja gleich Alles verrathen. Er zog die rechte Hand heraus und versuchte, sie leicht und schnell hinzuhalten. Das ging ganz gut, wenn er nur in dem Augenblick, wo es darauf ankam, darauf achtete und sich nicht von dem Brüten in seinem Kopf beherrschen ließ.

Aber das erste Wort? Das erste Guten Abend?

Er hustete und versuchte seine Stimme. Er hatte keinen rechten Athem, weil ihm das Herz bis in den Hals hinauf klopfte. Er löste die Haken an seinem Kragen. Jetzt hatte er mehr Platz. Er versuchte wieder die beiden Worte zu sprechen, und es gelang ihm schon besser.

Jetzt that er alle drei Sachen zusammen, hob die Lippen und die Augenlider, gab die Hand und sagte: „Gooden Novend.“ Es gelang. Er war diese Art, sich eine Sache einzuladen, von der Eisenbahn her gewohnt, wo auch jeder Griff einzeln gelernt werden mußte, ehe sie sich vereinen ließen.

Er war rund um den Platz gegangen. Und als er wieder an die Straße kam, machte er wirklich eine Drehung und ging hinein. Es war etwas in ihm, das ihn verleiten wollte, nochmals um den Platz zu gehen. Aber er hörte nicht darauf, drückte es nieder und ging weiter in die Straße hinein.

Zum ersten Male hob er den Kopf und sah nach dem Haus hin, in das er hinein mußte. Und da entsegte er sich. Er zog die Hände aus den Taschen, stand mit vorgestrecktem Kopf und starnte hin: An der Thür da, im gelben Licht der Laterne, stand die Frau, ein Tuch um den Kopf, die Hände unter der Schürze, und den Oberkörper weit vorgebeugt, um die Straße hinauf sehen zu können, ohne in den Regen hinaus zu müssen.

Er machte sich ganz klein, wie durch einen plötzlichen Schlag zusammen gedrückt, und mit einem Mal drehte er sich um, schnell, vorsichtig, und ging mit kurzen Schritten, nur mit den Zehen auftretend, die Straße wieder zurück, so nahe an den Häusern, daß er mit den Schultern die Wände berührte.

Jetzt war ein Fieber in ihn gekommen, eine Hast und eine Aufregung. Seine Schläfen klopften, und das Dunkel vor seinen Augen nahm eine rothe Farbe an und fing an, sich zu bewegen und im Kreis zu drehen.

Er öffnete den Mund wider seinen Willen, und ein stöhrender Laut kam heraus, mißtönend, dem Blöken eines Schafes, das Salz will, ähnlich.

Wieder ging er um den Platz herum, mit hastigen Schritten. Die Hände waren branzen, waren zu Fünften zusammengedrückt und gingen neben seinem Mantel schnell hin und her.

Auf der Stirn und der Kopfhaut prickelte und stach es ihn. Der Regen, der über sein Gesicht herabließ, war mit Schweiß gemischt.

Es war ihm so heiß, daß er den Mantel öffnete und den Regen gegen den Rock und die Beine schlagen ließ.

Herrgott — was, wenn er guten Abend gesagt hätte? Darauf hätte er bald nicht mehr gedacht gehabt, und Alles wäre verloren gewesen.

Er zwang jetzt seine Gedanken, nur noch auf diesen einen Punkt hinzulaufen. Er singt sie ein, wie herumweidende Pferde, und peitschte sie nach diesem Punkt hin. Es war, als ob sein Gehirn sich bänkte und knirschte. Er faltete die Stirn, wie um diesem Gehirn zu drohen. Er zog die Haare seines Bartes mit den Lippen in den Mund und biß mit den Zähnen darauf.

Aber hundert Gedanken schossen vorbei, kamen zurück, kämpften miteinander. Er dachte an Dinge, an die er seit Jahren nicht mehr gedacht, sah alte

Schulkameraden vor sich und hörte sie sprechen. Er hörte plötzlich ganz deutlich, wie seine Frau sagte: „Hück Novend jitt et jebraudene Kartoffel.“ Er feuchte unter dieser Dual, die, er wußte nicht woher, über ihn kam.

Ohne daß er darauf geachtet hatte, war er wieder an die Straße gekommen. Und da; ehe er sich klar machen konnte, was endlich zu thun war, streckten sich zwei Arme hinter der Ecke des ersten Hauses hervor nach ihm aus, sein Kopf wurde nach der Seite und nach unten gezogen, und über einen Theil seines Bartes und seiner Backe ging ein welcher, nasser Mund. „Du Männer,“ lachte eine helle, klare Frauenstimme, als ob über etwas Komisches zu lachen gewesen wäre, „bes Du endlich do?“

So arbeitete ihm sein Schicksal in die Hand. Er hatte nicht mehr nötig, zu der Frau des Todten hinzugehen — die Frau kam zu ihm.

Und mit einem Male war die Dual und die Verwirrung von ihm genommen. Es war ganz sonderbar, es war wie ein Wunder. Das Dunkel der Nacht schien ihm mit einem Male klar und durchsichtig geworden zu sein. Die Falten waren von seiner Stirn weggestrichen. Er hatte das Gefühl, daß ein kalter Luftzug, ihnen in seiner Schädelhöhle, über sein Gehirn hinblies.

Das Ziel, auf das er hingehen mußte, stand nun ganz klar vor seinen Augen, und mit der Ruhe und Sicherheit, die ihm sonst im Leben bei seinem Handeln eigen war, ging er daran, zu thun, was seine Pflicht erforderte.

Mit ganz leichten Armen entfernte er die fremde, junge Frau von seinen Schultern, um die sie ihre Arme gehängt hatte. Er fühlte, wie auch seine Lider leicht waren und wie selbst der Mund seine Schwere verloren hatte.

„Gooden Novend,“ sagte er, ernst und ruhig, mit der warmen Freimäßigkeit, mit der er immer im Leben sprach, und ging neben ihr her die Straße hinunter, dem Haus wieder zu.

Und nachdem sie schon vorher einen Augenblick eine verwunderte Bewegung mit dem Kopf gemacht hatte, fuhr die Frau nun bei dem fremden Klang der Stimme flink wie eine Eidechse zurück. Sie wartete, bis der Schein einer Laterne auf sein bartiges Gesicht fiel, dann lachte sie mit ihrer klaren Stimme, nahm die Büpfel ihres Tuches in die Hände und steckte die Hände wieder unter die Schürze. Sie wiegte ein wenig mit den Schultern hin und her und sah ihn an mit ihren schiefgeschickten, schwarzen Augen, die in dem Laternenlicht wie Sterne funkelten. Sie hatte halb ein Schämen, halb eine unschuldige Freude über den Vorfall auf ihrem Gesicht, das noch ganz das Gesicht eines jungen Mädchens war. „Ihr?“ sagte sie. „Sed net bös! Jetzt sed Ihr doch noch eins zu breed wie meine Mann, und ich han Neth doch für in jehaale!“

Er schüttelte mit dem Kopf, gutmütig wie er sonst war, um auszudrücken, daß er gewiß nicht beleidigt war.

Sie drehte sich um und sah nach dem Platz zurück. „Kütt er noch net? Wo bliev er? Er es jeweit noch eene drinke jejunge?“ Sie sah ihn an, ängstlich, denn sie sorgte sich um ihren Mann, der vor der Hochzeit ein leichter Vogel gewesen war und die letzte Zeit sogar wieder angesangen hatte, hin und wieder noch um zehn Uhr des Nachts hinunter in die Wirthschaft zu gehen, die sich im selben Hause befand.

„Nä,“ sagte er ganz ruhig, „er hät noch Deenst.“

„Wat?“ sagte sie schnell und laut und sah ihn am Herzen an. „Kütt er net? Wie lang hät er noch Deenst?“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

• Niels Nielsen.* •

„Sag, was hämmert die kalte Nacht?
Was klingt herüber so fein?“
„Es ist dein Herz, mein goldenes Kind,
Dein Herz, so süß und klein!“

„Es geht eine Hand so schwer und kalt,
Ein Äuge bringt mir Tod!“ —
„Niels Nielsen — horch, mein goldenes Kind,
Niels Nielsen hämmert ein Boot.“

„Sein Schiff hat einen hohen Bord,
Sag mir, was der thut!“ —
„Draussen geht, mein goldenes Kind.
Eine böse, trotzige Fluth.“

„Niels Nielsen setzt ein Segel auf,
Sag mir, wen das ruft!“ —
„Draussen weht, mein goldenes Kind,
Eine scharfe, stäblerne Luft.“

Niels Nielsen warf den Hammer weit
Über das dunkle Meer.
„Steig ein, steig ein, mein goldenes Kind,
Die Wogen rollen so schwer.“

Es ging die Luft so scharf und kalt
Und war eine böse Fluth.
„Was weinst du so, mein goldenes Kind,
Und warum starb dein Muth?“

„Meine Mutter hat einen guten Spruch,
Für Wind und Wetter und Welln!“
„So sprich, so sprich, mein goldenes Kind,
Damit wir nicht zerschelln.“

„Meine Mutter weiss einen guten Spruch,
Den hat sie mir nicht gelehrt!“
„So müssen wir, mein goldenes Kind,
Umschiffen die ganze Erd.“

„Ist dort Niels Nielsen nicht am Strand?
Kass ihn das Steuer drehn!“
„Es ist die Nacht, mein goldenes Kind.“ —
Niels Nielsen war nicht zu sehn. —

Max Beyer.

Das Weib des Fischers. „Schiffe in Sicht!“ hatten die Nachbarinnen gerufen und waren aus den Thüren gerannt. Zum Hafen zu. Da hatte es auch sie freudig durchgezüchtet. Risch den Rock von der Band und das Kleine auf den Arm. Und hurrmet ging's, den anderen Frauen nach.

Bord an Bord lagen die Schiffe im Hafen. Die Fischer waren heimgekehrt vom Jangle auf hoher See. Von kommt mit der Ausfahrt geschieden jem. Hat ein Boot fehlte noch: das, auf dem ihr Mann war. Es wäre noch drinzußen, hatten die anderen gesagt.

Die anderen Frauen waren mit ihren Männer heimgekehrt. Sie allein stand noch und wartete und sauste hinaus auf die grauen, plätschernden Hafentheben. Kein Boot in Sicht. Er kann nicht.

Da wandte sie den Fuß. Der Ketturts... Hatten ihr die Jungen mittlerweile ein Haubat vertrieben? Nein! Sie kennt ihn. So leicht fügt ihm nichts zu. Er versteht kein Handwerk. Er bleibt nur länger dazusitzen, weil die Jungen gut in's Gern gehen. Da geht's los zu bedienen.

Der Gehende prasselt ihre Glieder. Hoch aufgerichtet schreitet sie dahin, eins, doch ruhig. Nur das Kleine, das kleine Kind würde an die Schulter der Mutter lehnen, preßt sie jetzt an sich. —

Das totte Dorf. Schneeglöckchen tanzte die Vollmondlichte hinter dem hochprunkenden Höhnenwald entzweit.

Im Thale zogen silberne Nebeljäger.
Es blümmerete.

Über über die Tannenhölzer bog von der Landstraße ein Reiter gegen das Dorf ein. Ein Jäger mit einem Bogen vorher Salutschüsse jagt ihm auf dem Rücken, der graue Mantel flatterte; über der Säbelkette hatte er Broskat und Geldschnüre. Sein dürrer, hohes Pferd war müde und einsam.

* Das „Sichter“ ist aus der Max Beyer. Leipzig, Sonnenblumen Reihe, Preis 4.-.

Am Dorfeingang stand ein Meierhof. Dort stieg der Reitersmann ab und führte sein Pferd am Zügel nach. Es hinkte. Steil ging es den Dorfweg hinan. Das Röhrgetrappel und des Wanderers Tritt widerhallten schaurig zwischen den ausgehorchten Häuserreihen.

Eine Kuh ließ ihr langgezogen-melancholisches Gebrüll vernehmen.

Am Ziehbrunnen der Ortschaft saß im weißen Hemde ein üppiges Bauerndürulein. Ihr Haar war rot, ihr Fleisch wie Blut und Milch. Sie schöpfte Wasser. Und wenn sie den Eimer voll hatte, schüttete sie das Wasser zurück und schöpfte wieder. Dazu summte sie ein Lied. Und Thränen badeten ihre Augen.

Ein heißer Wind durchfuhr die Baumkronen.

Als die Dirn den einsamen Wanderer erblickte, schlängte sie mit einem Jubelschrei die Arme um seinen Hals. —

Er aber legte sie tott auf den Boden nieder. Zwischen die Hände gab er ihr drei rothe Waldbeeren von seinem Huße. Dann tränkte er sein Thier und trabte weiter. Verhallende Hufschläge... Durch die Lande ging ein großes Sterben... Von der Höhe wendete noch einmal der Reiter den Blick. Tiefe im Thale lag das totte Dorf im Dunkeln. Oben jedoch spielete das Mondlicht zwischen den nachthausenreichen Nebenblättern des Weingesgebirges. —

Augen Schid.

Eine Buchbesprechung in Hieroglyphen. Literaten besaß das alte Egypten bekanntlich in schwerer Menge, und wenn es auch im Pyramidenlande noch keine Presse gab, so hatten die Brüder im Apoll doch Mittel, einander zu trüffeln. Dabei sprangen sie oft sehr wenig liebreich miteinander um. In einem uralten Papyrus fällt ein „Schreiber“ über gelehrte Kollegen unter. Anderem folgende drastische Urtheile, die er einem Freunde brieflich mittheilt: „Läß mich Dir das Bild des Schreibers... entwerfen, der Leidte des öffentlichen Getreidebeschreibers. Er hat nie gearbeitet, sich nie bereit seit seiner Geburt; jede anstrengende Thätigkeit ist ihm ein Greuel, er kennt sie nicht, er ruht wie ein Todter im Grabe, doch seine Glieder sind gesund... Hast Du nicht den Namen des... gehörst, des Schlemmers, der auf dem Boden hinkriecht und sich nicht sättigen kann, die Fleider zerlumpt? Siehst Du ihn Abends in der Dunkelheit, so jagt Du: Ein Enteich ist mehr werth als er...“ Wie eine sachliche Bücherbesprechung die trüffeligen Fähigkeiten der egyptischen Schriftsteller sich in der Lust am gewöhnlichen Klatsch erschöpft hätten. Wie eine sachliche Bücherbesprechung vor 3000 Jahren ausah, davon giebt ein anderes Stück desselben Papyrus, der obige Skandalchronik enthält, einen anschaulichen Begriff. Hatte da ein Dichter Namens Rechtsoiep einem herborragenden Literaten, der sich selber einen „Künstler der heiligen Schriften und Lehrer im Saale der Bücher“ nennt, eine poetische Reisebeschreibung zur Kritik unterbreitet. Sie fällt sehr wenig schmeichelhaft aus. Dass der Rezensent Unwahrheiten und Überreibungen der Schilderung tadeln, dem Verfasser gänzliche Unbefriedigung mit den Orten der Handlung nachweist, ist noch nicht das Schlimmste. Was aber die ängste Form des Ganzen, die Darstellung, betrifft, so wird davon auch nicht ein gutes Haar gelassen. „Dein Schriftstück ist allzu sehr zusammengeknöpft. Es ist ein Ballast höchstabender Redensarten, deren Sinn zu deuten der Lohn Deter sein mag, die darnach suchen; ein Ballast, den Du nach Deinem Belieben aufgeladen hast...“ Zu dieser Konstatte geht es eine Weile weiter, dann heißt es: „Sehr unbedeutend ist es, was über Deine Jungs läuft, und ganz verwirrt sind Deine Sätze. Du kommst zu mir in einer Hülle von Verdrehungen und mit einem Ballast vom Zeßlern. Du zerstreut die Worte, wie es Dir in den Sinn kommt, und Du bemübst Dich nicht, ihre Kraft bei Dir selber herauszufinden. Eile purpurisch dahin, und Du wirst nicht ankommen...“ Zur Beurtheilung der bittieren Bille bemerkt der unbarmherzige Kunstrichter zwischendurch: „Besänftige Dein Herz. Dein Herz sei wohlgemüth, und lasz Dir den Appell nicht vergehen.“ Dieser wohlgemeinde Rauchschlag wird wohl nicht viel gefruchtet haben; denn anstatt mir doch irgend etwas rühmenswerth zu finden, rezipiert sich der Richter zum Schluss dahin: „Was Deine Worte enthalten, das ist Alles zusammen an meiner Zunge und ist Ihnen geblieben auf meiner Lippe. Ein Durcheinander ist es, wenn man sie hört. Ein Wogenbildung vermag sie nicht zu deuten. Sie sind wie die Unterhaltung eines Untereigners mit einem Betonauer von Elephantine.“ D. h. kein Mensch kann Kopf und Schwanz daran machen. Die Empfindungen lassen sich also leicht ausdeinen, mit denen der abgeschlackte Rechtsoiep die höflichen

Schlusswendungen seines Kritikers gelesen haben wird, wo er ihn bittet, die ungeschminkte Besprechung nicht etwa falsch auszulegen und nicht zu behaupten: „Du hast vor allen anderen Menschen meinen Namen stinkend gemacht.“ Da könnte dem armen Rechtssoiep wirklich der Appetit zum Dichten vergehen, möchte ich gegenüber einer zeitgenössischen Glücklichpreisung des Literaten, weil er Freude an seiner Arbeit habe, wie sie ihm Ehre und Ruhm bringe, und — vor Allem — weil er keine Abgaben zu leisten brauche, vielleicht Gedanke kommen, was ihm die Steuerfreiheit nütze könne, wenn er nichts Versteuerbares habe. — on.

Die Wärme des Körpers. Die Temperatur unsres Körpers beträgt 37,5 Grad der hunderttheiligen Thermometerstala. Weder eine erhebliche Herabsetzung noch Heraufsetzung der Temperatur vertragen wir; eine Temperatur über 38 Grad Celsius zeigt schon Fieber an, und steigt sie gar über 43 Grad Celsius, so schwelt der betreffend in unmittelbarer Lebensgefahr, wie auch ein Stinken der Körpertemperatur auf 35 Grad Celsius schon außerordentlich gefährlich ist. Trotzdem also die Temperatur unsres Körpers nur ganz geringe Schwankungen verträgt ist es doch eine bekannte Thatsache, daß wir, wenn auch nicht unempfindlich, so doch in unserer Gesundheit ziemlich unbeeinflußt von starken Schwankungen der Temperatur der uns umgebenden Luft bleiben. Merkwürdig kann besonders der Zustand erscheinen, daß wir eine Lufttemperatur, die der unseres Körpers auch noch nicht entfernt gleich kommt, sehr unangenehm empfinden, wir fühlen uns wohl, wenn es 16 bis 19 Grad Celsius warm ist. Eine Temperatur von 28 bis 30 Grad Celsius dagegen empfinden wir bereits als unerträgliche Hitze. Dagegen vertragen wir ein warmes Bad recht gut, und wenn die Temperatur des Wassers bis auf 35 Grad Celsius und selbst noch etwas darüber gesteigert ist.

Wie erklären sich diese seltsamen Widersprüche? Warum frieren wir nicht andauernd, da die Luft doch so viel kälter ist, als unser Körper überhaupt sein darf, und warum wird es uns unerträglich heiß, wenn die umgebende Luft auch noch nicht annähernd so stark erhitzt ist, als unser Körper warm sein muß?

Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer; in Wirklichkeit hängt die Sache ziemlich einfach zusammen. Unsere Körperfärme wird nicht durch unsere Umgebung erzeugt, sondern durch den Lebensvorgang selbst. Der Sauerstoff der Luft, welche wir einathmen, verbindet sich mit den Bestandtheilen, die den Körper aufbauen; bei dieser Verbindung — man nennt sie Oxydation oder langsame Verbrennung ohne Feuererscheinung — entsteht genau im derselben Weise Wärme, als wenn wir die Vereinigung der Stoffe im chemischen Laboratorium vornehmen. Die bei der Verbrennung entstandene Kohlensäure scheiden wir beim Ausathmen aus, das entstandene Wasser wird zum Theil durch die Schweißdrüsen abgesondert und verdunstet von der Haut. Wenn die Verdunstung von der Haut aus, die, wie jede Verdunstung von Wasser, erhebliche Wärmemengen erfordert, zu rasch vor sich geht, dann macht sich ein Gefühl der Kälte bemerkbar, ist sie dagegen zu gering, so erleidet der Körper einen zu geringen Wärmeverlust, und wir fühlen uns außerordentlich unbehaglich, ganz gleichgültig, ob es in unserer Umgebung warm oder kalt ist. Gegen zu starke und rasche Verdunstung schützen wir uns durch die Kleidung; wird sie aber dadurch verhindert, daß die uns umgebende Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist, so muß das Gefühl unerträglicher Schwüler Hitze entstehen. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn die Bewegung der Luft eine ganz geringe ist, „wenn kein Lüftchen sich regt.“ Ein Wind dagegen, der auch noch so schwach ist, bringt immer neue Luftmengen mit unserem Körper in Berührung, befördert die Verdunstung und wirkt dadurch abführend und erfrischend.

Hält man sich vor Augen, daß unsere Körperfärme nicht aus der Umgebung stammt, sondern lediglich aus dem Lebensvorgang selbst, so verschwindet jeder Widerspruch, und man sieht sofort ein, daß wir in erheblich kälterer Umgebung uns aufzuhalten müssen, um nicht durch fortwährende innere Wärmeerzeugung zu Grunde zu gehen, um vielmehr unsere überflüssige Wärme stets an die Umgebung abführen zu können. —

Verwertung von alten Glühstrümpfen. Heute werden die alten, schadhaft gewordenen Glühstrümpfe achilos fortgeworfen, weshalb wir an dieser Stelle auf eine recht praktische Verwertung dieses anscheinend ganz wertlosen Materials aufmerksam machen wollen. Wenn man nämlich die alten Glühstrümpfe von Gas-, Spiritus-, Petroleum- und Acethlen-Glühlicht aufhebt und zum Büchen von Gold- und Silbersachen benutzt, so erzielt man ausgezeichnete Resultate. —

y.

Nachdruck des Inhalts verboten!